

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 22

Artikel: Pah...eine Negerin!
Autor: Gouzy, René
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669781>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ten und Sprüche, von denen viele jedoch verwischt und kaum mehr zu entziffern sind.

Ich möchte an dieser Stelle einige solcher Sprüche wiedergeben.

An einem Haus in Peist:

Ich bin ein Gast auf Erden,
Und hab' hier keinen Stand.
Der Himmel soll mir werden,
Dort ist mein Vaterland.
Hier muß ich Unruh' haben,
Weis' mühsam ab und zu,
Dort wird mein Gott mich laben
Mit seiner ew'gen Ruh.

An einem Haus zwischen Braden und Tschiertschen:

Wodurch wird unser Haus ein christliches Haus?
Dadurch, daß es gebaut wird im Namen Jesu.

An einem Haus in Pitz:

Ein gastliches Haus gibt unendlich mehr als Essen und Trinken und Herberge.

An einem Haus in Litzirüti:

Mag draußen auch fließen der Welt Honigseim,
Für mich gibt's kein Bläschchen, so süß wie mein Heim.
Da lacht mir das Herz, wie nirgendwo mehr,
Da säuselt der Friede vom Himmel mir her.

Heim! Heim! süßes Heim!
Für mich gibt's kein Bläschchen,
So süß wie mein Heim.

An einem Haus in St. Peter:

Dies Haus ist mein
Und doch nicht mein;
Der vor mir war,
's war auch nicht sein,
Der ging hinaus und ich hinein;
Nach meinem Tod
Wird's auch so sein.

Vor uralten Zeiten war es im Prättigau üblich, daß die Burschen zur richtigen Wahl ihrer Zukünftigen den „Heiratskalender“ zu Rate zogen, der hin und wieder auch das Richtige getroffen haben soll.

Alles Größte hüllt sich in Schweigen,
feierlich stumm schwelt der Sternenreigen;
andachtsvoll an des Lebens Grenzen
seh'n wir das Rätsel der Ewigkeit glänzen.

Ein Brauch im Prättigau, der auf viele, viele Jahre zurückzuführen ist, ist das jetzt noch übliche Alpfeuer. Die Hirtenknaben sammeln mit Hilfe ihrer Altersgenossen Reisig und tragen es auf einen aussichtsreichen Punkt. Am späten Abend zünden sie den Reisighaufen an, zum Zeichen, daß am nächsten Tag die Alp bestellt werden kann.

Früher jedoch war unter dem abergläubischen Volke die Meinung, daß das Alpfeuer die Macht habe, die Geister in der Alp zu bannen, so lange das Vieh oben sei.

Noch herrscht in den beiden Talschaften der Brauch, daß mindestens einer aus jedem Hause zur Kirche gehen muß. Wer es nicht tätet, würde gegen die allgemeine Sitte verstößen.

Am Sonntagmorgen, wenn sie zur Kirche gehen, schreitet er voran und sie dicht hinter ihm nach, bedächtig und steif. Sie haben ein schweres Gangwerk vom Pflügen. Wer sah je einen Bauer mit seiner Geliebten, außer am Hochzeitstage, am Arm gehen? Sie gehen einher, gebeugt und still, sie sagen sich nicht viel unterwegs; sie haben sich nicht viel zu sagen; denn eines denkt des andern Gedanken. Unter gleicher Arbeit, in gleicher Umgebung, wachsen sie auf, beide brachten Gleiches mit in die Ehe, beide traf gleich hart Unwetter und Dürre, beide machte gleich froh der Segen Gottes in Haus und Feld. Kein Wunder, wenn sie so ganz und gar zwei Gleiche geworden sind, daß eines des andern Gedanken denkt.

Zum Schlusse möchte ich in die Worte des ladinischen Dichters Simon Caratsch einstimmen, der da sagt:

„O ihr modernen Fortschritts-Weisen,
Die alles neu und besser sehn,
Soll ich euch hin und wieder preisen,
So laßt die alten Bräuche steh'n!“ (Schluß.)

Schweigen.

Groß ist auch zwischen zwei Herzen die Stille;
tief im Verborgenen reift da der Wille,
unausgesprochen und ungeschrieben,
ewig, ewig einander zu lieben.

Margarete Schubert, Feldmeilen.

Bah... Eine Negerin!

Von René Gouzy.

In einer weiten Lichtung, der ersten, die sich seit acht Tagen blicken läßt, richtet sich die Kolonne für die Nacht ein. Die Gewehrpyramiden stehen ausgerichtet da, das Gepäck ist abgelegt,

die Munitionskisten liegen sorglich neben dem Zelt des Kommandanten aufgeschichtet. Die Leute reinigen mit nacktem Oberkörper ihre Waffen oder bessern, so gut es geht, die zahlrei-

chen, von den Stacheln und Dornen des Urwaldes gerissenen Schäden an ihren Uniformstücken aus. Ein festgebauter Bursche, das Gesicht zerhaft von Tätowierungen und Narben, stimmt mit tiefer, eintöniger Stimme eine jener traurigen afrikanischen Weisen an, in denen die Jahrhunderte des Elends, der Barbarei und der Unterdrückung ihren Ausdruck finden. Ein wenig abseits sitzen schweigsam und nachdenklich auf Lebensmittelfässen die drei Weisen der Expedition und rauchen die abendliche Pfeife. Ihre Gesichter von der Farbe gelblichen Elsenbeins, wie sie für die Kolonialleute charakteristisch ist, sehen sorgenvoll aus.

Mit viel Geschäftigkeit, Lärmen und Schwatzen hocken die Soldatenweiber vor kleinen Feuern und bereiten ihren Herren und Mäistern die Mahlzeit. Der beschwerliche Tagesmarsch nach den ebenso beschwerlichen Märschen der Vortage hat ihrer Geschwätzigkeit keinen Abbruch getan. Den ziemlich schmutzigen Lendentuch haben sie der Bequemlichkeit halber über den Hüften aufgebunden und überwachen nun aufmerksam die magere Portion Reis in den Kochgeschirren und die paar Bananen, die in der warmen Asche braten. Der zuckende Widerschein der Flammen läuft über ihre Bronzeleiber. Es sind alte darunter — sie mögen bald dreißig Jahre zählen! — denen die Brüste wie Gutes schlaff herunterhängen, und ganz Junge, kaum Dreizehnjährige, die einem mit ihren magern Gliedmassen und kindisch ausgelassenen Gebärden leid tun. Viele von unbestimmtem Alter, irgendwelche Betteln mit ungefügten Knochen, krummen Beinen und bestialischem Ausdruck.

Yola, die Frau des Korporsals Ngombo, gehört ganz sicher nicht zu diesen letztern. Die Hüften kokett umgürtet mit ihrem schönen Kifoi, dem arabischen Lendentuch, das dort die Seidenrobe unserer Europäerinnen vertritt, die Fußknöchel mit goldig glänzenden Kupferringen geschmückt, eine Kette aus farbigen glitzernden Glasperlen um den Hals, damit die hübsche Nackenlinie voll zur Geltung komme — so facht die hübsche Sklavin des Manjema mit ihren geschickten Fingern das Feuer an, wobei ihre hennahgefärbten Nägel glänzen. Die vier harten Wochen seit der Abreise von der Station, die langen Märsche durch das Urwalddickicht, die oft ungenügende Nahrung, die Gefahren, die sie durchlebt — alles ist vergessen.

Ist nicht Ngombo bei ihr und gehört sie ihm nicht ganz?

Yola, die reizende kleine Yola, ist der verhütschteste Liebling der Kolonne und so etwas wie ein Sonntagskind. Eine Ehre, die sie übrigens mit dem winzigen Uffchen des Kommandanten teilt. Immer lustig, immer lachend ist sie überall willkommen. Heute Abend aber wird sie nicht wie sonst zu den weißen „Bwanas“ gehen, ihnen gute Nacht zu wünschen. Sie wird keinen Kaffee aus ihren Tassen trinken, keine ihrer Zigaretten rauchen und ihnen auch nicht mit ihrem afrikanischen Gezwitscher jene kleinen Geschichten erzählen, die sie so gerne hören, und die Yola mit so beredtem Mienenspiel und lebendigen Gebäuden vorzutragen weiß. Welche Entrüstung spiegelt sich in ihren mandelförmigen ausdrucksvollen Augen, wenn der Weisse, dem sie eben mit Ernst und Überzeugung die erschreckliche Geschichte vom großen Fiti, dem mächtigen Zauberer Simba, erzählt hat, in dröhndes Lachen ausbricht und gar nicht erschrocken ist! Mit reizender Bewegung drückt sie dann ihre Missbilligung solchen Verhaltens und ihr Entsetzen aus. Spotten über Simba! Die Erzählung der kleinen Yola nicht ernst nehmen, deren leiblicher Vater er doch in eine Ameise verwandelt hat. O diese Weisen!

Heute abend also werden sie keine Geschichte, weder eine von Simba, noch eine von Mama-jango, der Gespensterantilope, hören. Sie scheinen nicht dazu aufgelegt zu sein. Und mit kokett verzogenen Mundwinkeln sucht Yola ihren Ngombo auf.

Unterdessen saß in der Nähe die kleine Gruppe der Weisen bei halblautem Gespräch.

„Wieviel Verluste heute?“ fragt der Hauptmann, ein schwächlicher Mensch, dessen von der Dysenterie leichenhaft abgezehrtes Gesicht durch den langen Bart noch durchsichtiger erscheint.

„Acht Träger, Herr Hauptmann. Und ebenso viele Patronenkisten. Verschwunden, verflogen! Die Kerle entwischen, man begreift nicht wie. Da kann ich lange zwei Unteroffiziere an den Schwanz des Buges stellen. Den Trägern gelingt es trotz allem, zu entkommen.“

„Das hilft ihnen viel, den Dummköpfen,“ brummt Bastien, der Hauptmann. „Um im Wald zu verhungern oder sich von den Bwergen mit Pfeilen spicken zu lassen.“

„Und ein Korporal, Herr Hauptmann. Einfach zurückgeblieben und nicht mehr zur Truppe

gestoßen. Jetzt haben wir nur noch sechs Unteroffiziere."

Wütend schüttelt Bastien den Kopf.

"Da sollen wir nun tonnenweise Munition herumtragen, um sie an Dupuis abzugeben, der die Maschinengewehre hat. Wo treibt er sich denn eigentlich herum, dieser verdammte Dupuis? Jetzt sind es mindestens drei Tage, daß wir mit ihm hätten zusammentreffen sollen. Und nichts, kein Wort! Verschwunden — hast du nicht gesehen! Was tut er denn? Eine nette Verbindung, daß!"

... Was Dupuis tat? Nicht gerade viel. Er lag mit zerschmettertem Schädel und von den Fliegen zerfressenen Augen etwa zwanzig Kilometer weit entfernt auf einem weichen Laubteppich, erschlagen von den eigenen Leuten. Neben ihm sein weißer Unteroffizier und ein paar treue Haussa, die auf die gleiche Weise umgebracht und verstummelt worden waren. Das war es, was Dupuis tat und weshalb er die Verbindung vernachlässigte ...

Indessen war die Nacht herabgesunken, plötzlich, wie ein dickes, dunkles, undurchdringliches Tuch.

Nach dem Verlesen — fünfundzwanzig Mann frank oder vermischt, bei einem Bestand von achtzig Gewehrtragenden — wurden die Wachen ausgestellt und die Runde gemacht. Nachher hatten die Weißen ihre Feldbetten aufgesucht, wo sie seit drei Tagen in den Kleidern, das Gewehr an der Seite, mehr wachlagen als schliefen.

Rings um die Feuer, die ständig mit Reisig genährt wurden, kauerten oder lagen die Soldaten in trübseeligem Schweigen. Hier und dort unterbrach die Klage eines Ziegernden, ein kurzes Aufstöhnen eines vom Alpdruck Gequälten die nächtliche Stille. Gedämpft scholl der halblaute Gesang einer alten Frau in einstönigem Geleier durch die Nacht.

Im Wald, der rings mit seinem schwarzen undurchdringlichen Vorhang das Lager umschloß, herrschte das immer gleiche geheimnisvolle Schweigen. Von Zeit zu Zeit drangen aber doch unheimliche, unbestimmbare Geräusche durch das Dunkel: Rascheln im Gebüsch, knackende, unter dem Gewicht unbekannter nächtlicher Ungeheuer sich biegende Äste, beklemmendes Knistern, Flügelschlag riesiger Fledermäuse. Ein gelegentliches fernes Rollen läßt die Schlä-

fer mit erhöhtem Kopf aufhorchen. Der Gorilla!

Am wunderbar klaren Himmel, wo die Sterne in einem Glanze schimmern, der anderswo als in den Tropen unbekannt ist, verbreitet sich eine flüchtige Helle, ein schwacher Glanz. In Verbindung mit dem Widerschein der rotglühenden Wachtfeuer zeichnen sich auf dem finstern Hintergrund des Waldes in phantastischen Umrissen die Schatten der Schildwachen ab, die mit dem Gewehr im Arm ihre hundert Schritte tun ...

Die Nacht ist ohne Störung vorübergegangen. Am Morgen hat die Kolonne ihren Marsch wieder aufgenommen. Zwei Männer, alte vertraute Soldaten, die tags zuvor die Verbindung mit Dupuis suchen sollten, weil er immer noch nichts von sich hören läßt, sind nicht zurückgekehrt. Und die wachhabenden Posten glauben, gegen drei Uhr morgens ferne Schüsse gehört zu haben! Doch der Wald hütet sein Geheimnis.

Bastien marschiert an der Spitze der lang hingezogenen Einerkolonne und gibt gelegentlich Befehl zu einem kurzen Halt, um den Zug aufzuschließen zu lassen. Die Soldaten kommen noch ziemlich gut vorwärts, unter ihnen gibt es nur wenige Nachzügler. Doch der Troß, die Träger und Soldatenweiber, die mit Küchengerätschaften, Decken, Kalebassen, kurz, mit hinderlichen Gegenständen aller Art beladen sind und die der allzu gutmütige Kommandant am Mitschleppen überflüssiger Dinge nicht gehindert hat, bleiben hoffnungslos zurück, so daß die Schlange des Boges endlos wird. Der weiße Adjutant und die zwei schwarzen Korporale, die den Auftrag haben, die Nachzügler zu sammeln und vorwärts zu treiben, erschöpfen sich in Schimpfreden und unnützem Hin- und Herlaufen. Nach kaum drei Stunden Marsch sind schon zehn Lasten verloren gegangen. Ausgepumpt legen sich die Träger hin. Weder Ermahnungen noch Schimpfworte noch sogar — als letzter Schluß — die Nilpferdpeitsche bringen sie auch nur einen Schritt weiter in Gang. Lieber an Ort und Stelle umkommen als mit blutenden Füßen und verstörten Augen diesen entsetzlichen Marsch fortsetzen. „Die Tiki-Tiki (Zwerge) werden euch fressen!“ drohen vergeblich der Adjutant Laurent und seine beiden Korporale. „Apana maneno! (Geh' es, wie es will!)“ ist die einzige, mit einem Achselzucken erteilte Antwort. Da ist nichts zu machen. Die

unglücklichen Träger haben sich selbst aufgegeben. Denn sie wissen, daß sie, einmal allein, verloren sind, doppelt verloren in diesem Blätterozean, unter den unendlichen Hallen der riesenhaften Urwaldstämme, die zu verlassen es Wochen erfordert und wo nur die tüpfischen Zwerge ihr Unwesen treiben. Apana maneno! Geh' es, wie es will!

Immer weiter schwankt der Marsch. Der Schweiß perlt auf der müden Stirn und rinnit über den ermatteten Körper. In dieser schweren, feuchten Treibhaushütze herrscht ein Pesthauch, ein giftiger, todbringender Dunst. Kommt er von den Blumen mit den schönen weißen Kelchen, die weit ringsum den Boden bedecken? Strömt die Erde selbst ihn aus, dieser weiche Filzteppich, gebildet aus den seit Jahrhunderten modernden Pflanzenresten, wo der Schritt des Wanderers nur dumpf ertönt?

Nirgends tierisches Leben. Bloß einige Fliegen summen aufgeregt. Alles ist gelähmt, alles wartet auf die Nacht und auf die verhältnismäßige Röhre, die sie bringt.

Man sollte Halt machen, sollte um jeden Preis den Zug neu ordnen, auf die Nachzügler warten, die immer zahlreicher werden, und wenn nötig nach ihnen suchen. Doch Dupuis muß seine Munition haben, es eilt. Die Gewehrschüsse dieser Nacht liefern den Beweis. Also vorwärts! Und weiter schwankt der Marsch.

Bald zieht sich die Kolonne maßlos in die Länge. Selbst die sonst an Mannszucht gewohnten Soldaten beginnen die Ordnung zu lockern und sich gehen zu lassen. Auf beiden Seiten des engen Pfades, der unter dem hohen Laubgewölbe dahinführt und wo die Lianen wie riesige Schlangen unter farbenshillernden Orchideen ein dichtes Gewirr bilden, legen sich die Leute erschöpft zu Boden. Mit metallischem Kläng fällt das Gewehr neben sie hin.

Da — auf einmal kracht vorn, auf den Seiten, hinten, überall die Gewehrsalve. Von einem unsichtbaren Schützen getroffen, breitet der Hauptmann die Arme aus, macht einen Sprung vorwärts, dreht sich um die eigene Achse und stürzt auf das Gesicht. Die Kugel hat seine Stirn durchbohrt. Die der mörderischen Salve entgangenen Soldaten schießen aufs Geratewohl ihre Gewehre ab, laufen hierhin und dorthin und drängen schließlich, von panischem Schrecken ergriffen, rückwärts nach der Kolonne der Trä-

ger hin. Aber auch diese hat einem Geschosshagel standhalten müssen. Weiber und Träger springen in wilder Auflösung, schreiend vor Angst, über die Toten hinweg, treten auf die Verwundeten, werfen ihre Lasten fort und rennen in das Dickicht, ungeachtet der Dornen, die ihnen Lententuch und Haut in Fetzenn reißen. Der Adjutant versucht vergeblich mit dem Revolver in der Faust seine Leute zu sanimeln. Er sieht sich plötzlich von einer Bande wilder brüllender Schwarzer in zerlumpten Uniformen und mit blutunterlaufenen Augen umringt. Dupuis Soldaten. Ein riesiger Kerl springt von hinten heran, läßt seine Waffe rundum durch die Luft kreisen und zerschmettert mit einem einzigen furchtbaren Kolbenhieb den Schädel des unglücklichen Laurent, daß das Gehirn herauspricht und er zu Boden stürzt. Die beiden Körporale, die ihm zu Hilfe kamen, haben ihre Treue zum Weißen schon mit dem Leben bezahlt.

Eine Viertelstunde nach dem ersten Schuß ist der Kampf oder vielmehr das Gemetzel zu Ende. Die Kolonne ist vernichtet, die Weißen sind erschlagen wie auch die Großzahl der Askaris. Träger und Weiber sind in alle Winde zerstreut. Die Verbindung ist hergestellt!

Die toten Körper der Weißen werden der Kleider, der Helme und Schuhe beraubt und mit Bajonettstichen verstümmelt. Dann beladen die Rebellen die eisernen Kisten mit Beschlag, nehmen den Toten die Waffen weg, beladen sich mit den überall herumliegenden Patronenkisten und verschwinden, wie sie gekommen sind. Wieder herrscht Ruhe, der Wald wird still, das Knattern der Gewehre hat aufgehört. Nur die zerstreut umherliegenden Leichen, der zerstampfte, blutgetränkte Boden und einige gräßliche Überreste lassen die furchtbare Tragödie erkennen, die sich hier abgespielt hat. Ein paar Weiße sind weniger auf der Welt, von Europa kommende Briefe werden mit dem kurzen und ergreifenden Vermerk „Adressat verstorben“ zum Absender zurückkehren, Witwen werden weinen und Kinder keinen Vater mehr haben — das ist alles, was von der Expedition, die vor einem Monat voll Mut und Leben aufgebrochen war, noch übrig bleibt. Apana maneno! Geh' es, wie es will!

*

Röchelnd, die Brust von einer Kugel durchbohrt, blutigen Schaum am Munde, sitzt Ngom-

bo ein wenig abseits am Fuß eines großen Bau-
mes, an den ihn Yola, die den Sterbenden um-
fangen hält, mit dem Rücken gelehnt hat. Ein
Blutbächlein rinnt von der Schulter der kleinen
Negerin. Ein Geschoss hat sie gestreift. Aber
was tut das! Sie denkt nicht daran, das Kinn-
säf zu stillen. Verstört kniet sie vor ihrem Ge-
liebten und hält die Hände verkrampft über
dem groben Gewand aus blauem Wollstoff
ihres Bwana. Umsonst versucht sie, dem Kor-
poral einen Schluck Wasser einzuflößen. Sein
schön gläserner Blick richtet sich eigentümlich starr
auf ihre Augen. Ein krampfhaftes Zucken, ein
heftiger Ausbruch schwärzlichen Blutes, und
der Verwundete hat ausgesitten. Der Kopf
sinkt vornüber, der Unterkiefer fällt plötzlich
herab.

Vom klarblauen Himmel brennt unversöhnlich die Sonne hernieder. In der glutheißen Luft ballen sich die Moskitoschwärme zu Wolken und unter dem Astwerk treiben die Eidechsen ihr Spiel. Unterdessen hat der wilde Geruch von Blut und Gemekel und die Aussäufung der zerstreut liegenden Leichen die Ameisen angezogen. Sie spüren fette Weide und marschieren in dichtgedrängten Kolonnen heran. Heute Abend gibt es Arbeit für sie.

Yola sinkt in Verzweiflung zu Boden und stößt einen wilden Schrei aus. Von nun an ist sie allein, allein in der unendlichen Einsamkeit. Allein auch im Leben. Die kleine Hütte bei der Station, das bescheidene Lager, das sie mit Ngombo teilte, die schönsten Stunden ihres kurzen Lebens sind für immer entchwunden. Sie will auch nichts mehr davon wissen. Sie will auch die kleine Tomatenpflanzung nicht mehr wiedersehen, die sie mit Hilfe Ngombos vor ein paar Wochen angefertigt hat und über die sie sich noch gestern so freute, sie bei der Rückkehr fruchtbefladen vorzufinden. Mögen andere die Tomaten essen. Yola wird es nicht tun. Nie mehr!

Langsam richtet sie sich auf. Nachdem sie ein Büschel der krausen Haare Ngombos sorgsam in der Erde vergraben, legt sie den Leichnam in den Schatten, dreht das verzerrte Gesicht des Toten nach Sonnenaufgang und kehrt seine Handballen nach außenwärts. Dann zieht sie aus ihrem Busen einen kleinen braunen Beutel, an dem Elefantenborsten und eine Leopardenfralle hängen. Ohne Zögern, wie im Fieber, schüttet

sie in die Feldflasche, die neben dem Toten liegt, ein schwärzliches Pulver von durchdringendem Geruch. Es ist das Grigri, das ihr Simba gegeben hat, der große Zauberer. Ein unfehlbares Grigri, das sie aus den Händen ihrer Feinde erlösen wird. So hat er ihr versichert. Dann breitet die junge Frau die bunte Decke aus, die Ngombo um den Leib geschlungen trug und die ihnen beiden zum Lager diente. Sie streckt sich neben dem Toten aus und trinkt in einem Zuge das Gebräu. Simba ist in der Tat ein großer Zauberer. Er hat nicht gelogen. Und die Feinde Yolas werden ihr fünfzig nichts mehr anhaben können. Ein Krampf, ein abgebrochener Seufzer, und die kleine Negerin hat ihren Ngombo eingeholt in jenen Gefilden, wo zwischen Weißen und Schwarzen kein Unterschied mehr herrscht, wo die Palmen höher hinauf wachsen und die Bananenhaine dichter stehen. Sie hat ihren Herrn wiedergefunden.

Die Sonne neigt sich zum Horizont. Und zwischen zwei Palmzweigen hindurch beginnen ihre schrägen und sanfter gewordenen Strahlen das Haupt der kleinen Wilden zärtlich zu liebkosen, das auf der Brust des schwarzen Soldaten ruht.

In weiter Ferne, hoch oben in der Luft, stößt ein einsamer Vogel seinen spöttischen Ruf aus...

*

Drei Monate später tauschen in Jambuja, wo die tragische Neuigkeit eingelaufen war, die Weißen der Station unter der Veranda der Messe ihre Eindrücke aus.

„Der arme Bastien“, meint ein dürrer lederner Leutnant. „Hat wirklich kein Glück. Er hatte nur noch sechs Monate Dienst bis zur Heimkehr... Scheußliches Pech, nicht?“

Die Gesellschaft zieht fatalistisch die vielerfahrenen Schültern hoch.

„Und nebenbei bemerkt: Ist Yola, die Frau des Korporals Ngombo, zurückgekehrt? Sie wissen doch, die kleine herzige Yola?“ fragt hinter seinem Barte hervor der Kommandant. „Auch sie wird wohl umgekommen sein. Immerhin schade für das Mädel. Eine richtige Antilope...“

„Ach was,“ antwortete der kleine Zahlmeister, der eben frisch aus Europa eingetroffen und noch rosig, dick und skeptisch ist. „Yola... die



Museum Solothurn.

Franz Bucher: Capuzinerfchule in Solothurn.

ist nach der Knallerei einfach mit einem Schwarzen davongelaufen. Die kümmert sich doch einen Teufel um uns und ihren Ngombo."

Und hämisch seinen Bittern schlürfend, urteilt er: „Pah!... eine Negerin!“*)

* Aus: René Gouzy, Das donnernde Wasser. Erzählungen aus den Urwäldern Afrikas. Diese 14 kleinen Geschichten erwecken durchaus

den Eindruck des Geschauten und Erlebten, auch da, wo sie vom Verfasser vielleicht bloß „gehört“ worden sind. Sie sind warm in der Farbe, voll Sonne und tiefer Schatten und beweisen gelegentlich, wie die tropische Natur heiße Temperamente hervorbringt, die jene Größe entwickeln, welche der unverfälschten und ungebrochenen Natur eignet. Neben grotesker Komik fehlt es dem Bändchen auch an schauriger Tragik nicht. Preis Fr. 2.50. Verlag Orell Füssli, Zürich.

Vornehmer, aber unverter Besuch.

Von J. U. Ramseyer.

Schon vierzehn Tage nach dem Ausfluge der jungen Bachstelzen waren die alten Bachstelzen einig geworden, noch eine zweite Brut zu beginnen: „Es gibt doch keine größere Freude, als im Kreise solcher Kinder zu leben, wie wir sie haben!“ sagte die Bachstelzin, und Herr Bachstelz war gerne bereit dazu, eine zweite Brut zu beginnen.

Sehr gerne hätten sie nochmals so ein Nesthäuschen bezogen; allein im vorigen hatten Spatzen Einzug gehalten, und sie wollten lieber einen Raubvogel verjagen als Spatzen. Hat man sie glücklich durch die Bordertüre hinausgejagt, kommen sie alsbald durch die Hintertüre herein. Dem Rudeli kam es auch nicht in den Sinn, einen andern Kasten zu kaufen oder die Spatzen zu vertreiben.

Am Bach aber stand eine große Birke. Sie war schon seit Jahren der Nestort von Staren, Umseln, Spatzen, Grünfinken und Rotschwänzchen. Auf dieser hatte das Männchen in einem Astkopf eine passende Niststelle entdeckt, und dem Weibchen gefiel sie auch; so wurde hier das zweite Nest gebaut, und das Brüten sollte dann beginnen.

Die Bachstelzenkinder wollten auch hie und da zur Mutter in das Nest kommen; aber sie pickte sie weg; sie hatte Angst, die wilden Kinder könnten ihr eines der Eier verderben. Dafür gab sich Vater Bachstelz noch viel mit ihnen ab, und so blieben sie beieinander, und die Birke hatte so viele geheime Fächer, daß sie auch nachts hier ein sicheres Lager fanden.

Als die Mutter das vierte Ei gelegt hatte und mit dem Brüten beginnen wollte, kamen eines Abends zwei große, grauliche Vögel auf die Birke geslogen. Während sich der eine Vogel etwas ins Laub drückte und versteckte, flog der andere um den Baum und rief immer: „Kuckuck“. „Ein Raubvogel ist es nicht,“ sprach der Bachstelz zu seinem Weibchen, „aber ein Spitz-

bub und arger Brutstörer!“ „Tag den Schreier fort!“ meinte die Bachstelzin, und zornig stürzte sich Herr Bachstelz auf den großen Schreier los. Dieser schien sich sehr zu fürchten vor der Bachstelze und flog weg, kam dann aber sofort wieder. Die Bachstelzin, die in ihrem Neste noch etwas ausgebeisert hatte, sprach: „Jetzt helfe ich auch, den Kuckuckrüber verjagen!“ und beide stürzten auf den Kuckuck los.

Voll Stolz sahen die jungen Bachstelzen, wie der große Vogel vor ihren Eltern flog. Die Kampflust erwachte in ihnen auch, und sie stürzten mit Triumphgeschrei den Eltern nach, um zu helfen.

Raum war das Nestchen frei, so flog der andere Kuckuck, das Weibchen, schnell herbei. Im Schnabel trug es eines seiner Eier. Es kann sie selbst nicht ausbrüten. Da sucht es dann ein Vogelnestchen, das ähnliche Eier hat, wie das ist, welches es im Schnabel trägt. Bald ist es größer, bald kleiner, bald weißlich, bald grünlich; man hat schon mehr als sechzig Arten von Kuckuckseiern gefunden. Diesmal hatte es ein weißliches Ei, wie die im Bachstelzenreste waren. Deshalb wollte es sein Ei dorthin legen, und das Männchen mußte die Vöglein mit List weglocken, damit es ungehindert und ohne bemerkt zu werden, sein Ei in das verlassene Nest schieben konnte. Sein langer Hals kam ihm sehr zu statten; das Nestchen befand sich tief in der Höhle und hatte einen ganz engen Eingang.

Als das dem Kuckucksweibchen gelungen war, rief es leise: „Kü, kü, kü,“ flog dem Männchen zu und dann mit ihm vereint fort.

Die heimkehrenden Bachstelzen merkten nicht, wie sie überlistet worden waren. Das Weibchen setzte sich mit Freude auf die Eier, und das Männchen sprach voll Stolz: „Däm hei mer der Meister zeigt!“

Die Riesenbachstelze.

Als nach vierzehn Tagen alle Eier ausgebrü-